

# Leben nach den Naturgesetzen – die Cree im Norden Kanadas

Seit Menschengedenken lebten die Cree im Norden des heutigen Kanada im Einklang mit der Natur. Sie hatten ihre eigene Sprache, Spiritualität und Kultur und bildeten eine souveräne Nation. Als Europäer in ihren Gewässern auftauchten, handelten die Cree mit den Neuankömmlingen und halfen ihnen zu überleben. Bald aber beanspruchten die Fremden das Land der Cree für sich selbst, drängten die Indigenen in Reservate, zwangen ihnen ihre Gesetze auf und begingen an den First Nations einen kulturellen Völkermord, der deren Gemeinschaften bis heute traumatisiert.

von MANUEL MENRATH



sowie über westliche Wissenschaft, Missionierung, Kolonialismus und kapitalistische Profitgier, die sich allesamt verheerend auf die indigenen Gesellschaften Nordamerikas ausgewirkt haben.

### Eins mit «askîy»

Noch bis in die 1950er-Jahre wurden Cree in der riesigen Moorlandschaft unterhalb der Hudson und der James Bay in Tipis geboren. Jede einzelne Familie folgte auf einer eigenen Route den Jagdtieren. Der Winter begann nicht mit einem fixen Datum im Dezember, sondern wenn der erste Schnee fiel. Frühling wurde es, wenn die Wildgänse aus dem Süden zurückkamen. Im Sommer versammelten sich die Cree-Familien an einem Ort in der Nähe der Meeresbucht. Sie feierten, führten Zeremonien durch, tauschten Neuigkeiten aus und genossen es, wieder für ein paar Wochen vereint zu sein. Im Herbst verabschiedeten sie sich voneinander und zogen mit ihren Kanus wieder flussaufwärts in Richtung ihrer weit verstreuten Winterlager.

Die Menschen waren eins mit «askîy», dem «Land». Es enthielt ihre Geschichte, prägte ihre Sprache und formte ihre Identität. Kam ein Kind zur Welt, sprach man von Sonnenaufgang, wenn jemand starb, von Sonnenuntergang. Die Cree erhielten ihre Namen oftmals aufgrund persönlicher Geschichten, die mit der Natur verbunden waren. Der Familienname Metatawabin bedeutet zum Beispiel «zehn Sonnenaufgänge». Ein Vorfahre der Familie teilte einst seinen Verwandten mit, er wolle weit aufs Land hinaus, um seine Tierfallen auszulegen, und werde zum zehnten Sonnenaufgang, also in zehn Tagen, zurück sein. Als er jedoch erst viele Tage nach der angekündigten Zeit wieder eintraf, nannten ihn seine Leute, die sich gesorgt hatten, ab da humorvoll «Metatawabin».

Im Verständnis der Cree konnte Land nicht besessen werden, man teilte es mit allen. Teilen war ein wesentlicher Bestandteil indigener Kultur. Joe Wheesk, ein Ältester aus dem Cree-Dorf Attawapiskat, erklärte mir: «Die Naturgesetze

basieren auf den vier Elementen: Sonne beziehungsweise Feuer, Wasser, Luft und Erde. Diese müssen geteilt werden, denn sie ermöglichen das Leben. Daher haben die Ältesten verstanden, dass man das Land miteinander teilt. Denn alle sollten gleich sein. Wenn wir alles, was wir hier machen, miteinander teilen, dann kommen wir auch miteinander aus. Wir helfen einander. Das ist das Gesetz. Teilen bedeutet, einander zu helfen.» War ein Jäger erfolgreich, behielt er seine Beute nicht für sich, sondern gab allen in der Gemeinschaft etwas davon ab.kehrte er das nächste Mal mit leeren Händen zurück, erhielt er von einem anderen Jäger ein Stück Fleisch.

Für die Cree war die von den christlichen Siedlern verkündete Weltanschauung, wonach der Mensch die Krönung der Schöpfung sei, schlicht absurd. Sie erachteten Pflanzen und Tiere in gewisser Hinsicht sogar als überlegen. Denn der Mensch braucht sie zum Überleben, während diese ohne ihn auskommen. Für die Indigenen sind Tiere und Menschen keine grundsätzlich verschiedenen Wesen. Alles Irdische wie Steine, Gräser, Bäume, Fische, Vögel, Landtiere und Menschen bilden ein jeweiliges «Volk». Es gab das «standhafte Volk», das «schwimmende Volk», das «fliegende Volk», das «Volk der Vierbeiner» und das «Volk der Zweibeiner». Miteinander verbunden bewohnen sie gemeinsam mit den Sternen, dem Mond, der Sonne und den vier Winden das Universum.

Viele indigene Gesellschaften bestanden aus Clans, die Tiernamen wie Adler, Bär oder Elch trugen. Gehörte etwa jemand dem Bär-Clan an, dann pflegte er ein besonderes Verhältnis zum Bären und jagte ihn nicht. Er hatte eine geistige Beziehung zu ihm und adaptierte dessen Eigenschaften. Mitglieder des Bär-Clans zeichneten sich durch Mut und Stärke aus und beschützten die Gemeinschaft vor Gefahren und Feinden. Die Cree kannten in ihrer Spiritualität auch persönliche Krafttiere, die ihnen in Visionen und Träumen erschienen und mit Rat und Tat zur Seite standen. Wenn ein Jäger ein Tier erlegte, damit er seine Familie ernähren konnte, bat er dessen Geist um Verzeihung.

### Ankunft der Europäer

Die Welt der Cree war vor Ankunft der Europäer zwar kein Garten Eden. Auch sie kannten kriegerische Konflikte und Hungersnöte. Sie lebten aber im Einklang mit der Natur und waren frei. Als die ersten bärtigen Männer im 17. Jahrhundert mit ihren mächtigen Holzschiffen in der James Bay auftauchten, schien dies zunächst vorteilhaft. Die Cree paddelten mit ihren leichten Kanus aus Birkenrinde zu ihnen und liessen sie an ihrem bereits bestehenden Handelsnetz teilhaben. Alle konnten voneinander profitieren. Die Indigenen brachten den Weissen Pelze und zeigten ihnen, wie sie in dieser unwirtlichen Gegend überleben konnten. Letztere versorgten die Cree mit Metallkesseln und Schusswaffen. Diese zuerst auf Augenhöhe basierende Partnerschaft entwickelte sich aber zu Ungunsten der Indigenen. Denn einige wurden schleichend von europäischen Produkten wie Alkohol abhängig oder von bisher unbekanntem und für sie teils tödlichen Krankheiten wie Grippe und Pocken heimgesucht.

### Umsiedlung und Umerziehung

Im 19. Jahrhundert strömten Tausende Europäer nach Kanada, um eine neue Existenz aufzubauen. Dafür brauchten sie indigenes Land. Nach Gründung der kanadischen Konföderation 1867 entsandte die Regierung Kommissare in die abgelegensten Gebiete, um den dort ansässigen Indigenen Verträge zu unterbreiten. Sie versprachen ihnen, für die Landnutzung jährliche Entschädigungen zu zahlen. Als die Cree im Norden Ontarios 1905 den auf Englisch verfassten Vertrag, den sie nicht lesen konnten, unterzeichneten, waren sie der Meinung, man teile das Land, so wie dies bereits im Pelzhandel geschehen war. Sie glaubten den Versprechungen der weissen Männer, die ihnen über ihren Dolmetscher nur Vorteile in Aussicht stellten. Doch kaum hatten die Chiefs ihr X unter das Abkommen gesetzt, kehrten die Kommissare nach Ottawa zurück und verkündeten freudig, die Indi-



Weisst du, alle Wissenschaftler, die im letzten Jahrhundert zu uns kamen, haben uns geschadet. Theologen meinten, wir hätten keine Religion und müssten missioniert werden.

Philosophen glaubten, wir seien auf einer unteren Entwicklungsstufe und müssten zivilisiert werden. Historiker anerkannten unsere Geschichte nicht. Geologen suchten nach Gold, nur um uns später das Land wegzunehmen. Anthropologen dachten, wir seien eine aussterbende Rasse und man könne uns umsiedeln. Ingenieure haben mit Staumauern unser Land überflutet und unsere Flüsse umgeleitet. Siehst du diesen Baum? Wir brauchen keine Wissenschaft, um zu wissen, dass er lebt, dass er beseelt ist.» An diese Worte des Cree-Chiefs Edmund Metatawabin erinnere ich mich bestens. Ich hatte ihn im Sommer 2017 im Reservat Fort Albany an der James Bay im Norden Kanadas besucht. Damals war ich ein halbes Jahr auf dem ursprünglichen Land der Cree und Ojibwe unterwegs, um in persönlichen Gesprächen mehr über ihre Kultur und Geschichte zu erfahren. Das kleine indigene Dorf war nur mit dem Kleinflugzeug erreichbar. Mit Edmund unterhielt ich mich über das Verhältnis von Mensch und Natur

genen hätten ihr Land abgetreten. Um ungehindert an die enormen Bodenschätze zu gelangen, verfolgte die kanadische Regierung ein Ziel: Alle Indigenen mussten umgesiedelt und sesshafte Arbeiter werden. In wenigen Jahrzehnten sollten sie in der kanadischen Mehrheitsgesellschaft verschwunden sein.

Bewaffnete Staatsbeamte und Missionare zogen in den Norden und schüchterten die Cree ein. Die einen konfiszierten ihre Waffen, Tierfallen und Fischernetze, wenn sie sich nicht an die kanadische Gesetzgebung hielten, die anderen drohten ihnen mit der Hölle, wenn sie keine aufrechten Christen würden. Ab den 1930er-Jahren kam auch das Wasserflugzeug zum Einsatz, mit dem die Beamten vom Luftraum aus kontrollierten, ob die Indigenen auch tatsächlich nur dort jagten, wo es der Staat erlaubte. Fügte sich jemand nicht, konnte er seine Pelze im Handelsposten nicht mehr gegen Ware eintauschen. Gelegentlich wurden Jäger und Trapper auch festgenommen und mit dem Flugzeug weggebracht. Von einigen fehlt bis heute jede Spur.

Da die Cree nicht mehr ungehindert auf ihrem Land jagen durften, wurde die Nahrung knapp. Schliesslich trieb sie der Hunger in die Reservatssiedlungen, wo sie den Kolonialherren ausgeliefert waren, aber wenigstens etwas zu essen erhielten. Das dunkelste Kapitel ihrer Geschichte stand ihnen aber erst noch bevor. Gestützt auf den «Indian Act», ein Gesetz von 1876 zur «Zivi-



lisierung der Indianer», entrissen die Staatsbeamten indigenen Eltern die Kinder und deportierten diese in weit entfernte, von Kirchenpersonal betriebene Internate, um sie an die weisse Gesellschaft zu assimilieren. In diesen als Residential Schools bezeichneten Umerziehungsanstalten sollte ihnen nach dem Motto «Töte den Indianer, aber rette das Kind» alles «Indianische» ausgetrieben werden. Gebrauchten die Kinder ihre indigene Sprache, wurden sie hart bestraft. Die christlichen Erzieher scheuten sich nicht, ihnen den Mund mit Lauge auszuwaschen, ihre Zunge mit Nadeln zu durchbohren oder sie sogar auf einem elektrischen Stuhl mit heftigsten Stromstössen zu quälen, wie dies in der St. Anne's Indian Residential School in Fort Albany der Fall war. Viele starben durch diesen kulturellen Genozid oder ertränkten als entwurzelte und gebrochene Erwachsene den Schmerz über ihren Identitätsverlust im Alkohol.

### Humanitäre Katastrophe

Während Kanada heute aufgrund enormer Bodenschätze, die in einst indigenen Territorien abgebaut werden, eines der reichsten Länder der Welt ist, herrschen in den Cree-Gemeinden Zustände wie in der Dritten Welt. Beispielsweise in

den fünf Dörfern Fort Severn, Peawanuck, Attawapiskat, Kashechewan und Fort Albany an der Hudson und der James Bay sind die Strassen staubig und voller Schlaglöcher. Lebensmittel und Benzin sind um ein Vielfaches teurer als im südlichen Kanada, weil fast alle Produkte eingeflogen oder im Winter aufwendig auf einer Eisstrasse transportiert werden müssen. Oftmals ist das Trinkwasser ungeniessbar und bakteriell verseucht. Da es der Staat trotz vertraglicher Verpflichtung seit Jahrzehnten nicht schafft, genügend Barackenhäuser in den Reservatssiedlungen zu errichten, sind diese meist komplett überbelegt. Teilweise leben bis zu 16 Menschen in einem Vierzimmerhäuschen. Zudem werden die kleinen, alle gleich aussehenden Holzbauten regelmässig von giftigem Schimmel befallen und lassen sich im subpolaren Winter mit Temperaturen bis zu minus 40 Grad nicht richtig heizen. Hinzu kommen enorme Armut, Perspektivlosigkeit und gravierende Drogen- und Alkoholprobleme vieler Bewohner\*innen. Die Selbstmordrate unter Kindern zählt weltweit zu den höchsten. In der etwa 2000 Einwohner\*innen zählenden Gemeinde Attawapiskat versuchten zwischen September 2015 und April 2016 gegen 100 Kinder und Jugendliche, Suizid zu begehen. Es gibt in diesem Dorf keine Familie, die nicht mindestens einen Todesfall durch Selbstmord zu beklagen hätte.

### Politischer Widerstand

Trotz der humanitären Katastrophe, die sich im Norden Kanadas abspielt, sind die Cree in den letzten vier Jahrzehnten selbstbewusster und stärker geworden. Sie fühlen sich zwar weiterhin von Ottawa unterdrückt, aber die Gefahr, durch Zwangsassimilierung einst in der kanadischen Mehrheitsgesellschaft zu verschwinden, ist gebannt. Auch leisteten sie gegen die Auflösung ihrer Reservate, die ihnen als kleine Inseln im einst riesigen Land ihrer Ahnen geblieben sind, erfolgreich Widerstand. Viele knüpfen wieder an die traditionelle Spiritualität an, versam-

Viele starben durch diesen kulturellen Genozid oder ertränkten als entwurzelte und gebrochene Erwachsene den Schmerz über ihren Identitätsverlust im Alkohol.

meln sich um die heilige Trommel, opfern Tabak, führen Zeremonien durch und gehen oft aufs Land, um zu jagen und zu fischen. Zahlreiche Cree kämpfen für das Recht auf Selbstbestimmung, mehr politische Mitsprache und dafür, dass die einseitig vom Staat ausgelegten Verträge endlich so eingehalten werden, wie sie ihre Vorfahren verstanden und unterzeichnet hatten. Auch konnten sie bereits zahlreiche Gerichtsfälle, bei denen es um beschnittene Jagd- und Fischereirechte sowie Entschädigungszahlungen für erlittenes Unrecht ging, für sich entscheiden. Auf diese Weise machen die Cree mit anderen indigenen Nationen die kanadische Kolonialgeschichte in der Öffentlichkeit sichtbar und konfrontieren damit die in aller Welt für ihre Freundlichkeit und Offenheit beliebten Kanadier\*innen. Viele indigene Nationen erhalten seit einigen Jahren endlich Gehör und treiben die Aufarbeitung der Kolonialgeschichte in ihren Heimatländern voran. Auch in Europa gibt es kein Land, das nicht in irgendeiner Weise eine koloniale Vergangenheit hat. Die aktuelle Debatte darum hat auch die Schweiz eingeholt: einerseits durch die direkte oder indirekte Beteiligung verschiedener Schweizer Kaufmannsfamilien am Sklavenhandel oder durch die Schweizer Auswanderungsgeschichte unter anderem nach Kanada.

«Songs of the Land» tritt in Dialog mit der anderen Geschichte Kanadas und hört zu. Es vermittelt indigene Wirklichkeit, die der kanadischen Dominanzgesellschaft und der restlichen Welt verborgen bleibt. Einfühlsam werden Alltagsprobleme beleuchtet, und mit autobiografischen Erlebnissen verknüpft, und es wird geschildert, was das Land für die First Nations bedeutet und wie untrennbar es mit ihrem Identitätsverständnis verbunden ist.

Songs of the Land:  
2./3./4./21./22. September

Installation auf dem Theaterplatz:  
3. bis 22. September, täglich 17.00–19.00